

Saale-Zeitung.

(Der Bote für das Saalthal.)

Anzeigen

werden die Spalte oder deren Raum mit 20 Pfg. für die Zeile berechnet und in der Expedition, von unfernen Anzeigenstellen und allen Annoncen-Expeditoren angenommen.
Reklamen die Zeile 60 Pfg.

Erhältlich täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage.
(Der Nachdruck unserer Original-Artikel ist untersagt.)

Bezugspreis
für Halle vierteljährlich 2,50 M., durch die Post 3 M., zweimonatlich 2 M., einmonatlich 1 M., ohne Postgeld.
Bestellungen werden von allen Reichspostämtern angenommen.
Für die Redaktion verantwortlich J. B. Dr. A. Borch in Halle.
(Gesetzlich verbindlich mit Berlin und Leipzig.)
Halle Nr. 176.

Dreimonatspreis 7½ M.

Nr. 69.

Halle a. d. Saale, Mittwoch den 21. März

1888.

Bezugs-Einladung.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Saale-Zeitung.
Wir bitten unsere Leser, dasselbe rechtzeitig zu erneuern, damit der Beginn des neuen Jahresjahres die Zufriedenheit der Zeitung nicht unterbrochen werde, und bemerken für auswärtige Besteller, daß die Saale-Zeitung im amtlichen Zeitungsverzeichniß unter Nr. 4606 eingetragen ist.
Der vierteljährliche Bezugspreis beträgt für Halle 2,50 M., durch die Post bezogen — einschließlich der Postgebühren, aber ohne Postgeld — 3 M.
Bekanntmachungen haben bei dem großen Leserkreise der Saale-Zeitung den glänzendsten Erfolg.
Für die Leser in Halle und im Saalkreise bemerken wir, daß die Bekanntmachungen des königlichen Landrathsamts des Saalkreises, des Magistrats und der Polizei-Verwaltung der Stadt Halle, soweit sie von allgemeiner Bedeutung sind, durch unsere Zeitung veröffentlicht werden.
Redaktion und Expedition der Saale-Zeitung.

Deutschland und Europa.

Wenn jemals eine Gemeinsamkeit im Empfinden der Völker den Glauben hat erwecken oder fassen können, daß der ewige Friede mehr als ein Traum sei, so ist es die Sympathie, in welcher sich flammverwandte wie flammfremde Nationen angezogen der Geschichte begegnen, durch welche das deutsche Volk in den jüngsten Wochen so tief erregt worden ist.
An demselben Tage, wo Deutschlands Hauptstadt den reichsten Trauerpunkt angelegt hatte und unter feierlichem Glockengeläute und weithin dröhnendem Kanonendonner des neuen Reiches erster Kaiser von vielen Hunderttausenden zu Grabe geleitet wurde, wehten auch in Pest und in Wien, in Rom und in Petersburg Trauerfahnen vom Palast aus, sie wehten in London, auf Malta, in Calcutta und Singapore, und bei den Antipoden, in Australien. Der blutige Dracht, mit welchem die uralte Welt die Gefährlichkeit des Menschengeistes die Erde umspinnen hat, er war in den Dienst der Trauer, der internationalen Trauer getreten.
Und diese Trauer war keine auf dem Uebereinkommen beruhende leere Form: sie entsprach den Empfindungen der Völker, ja sie ging aus ihnen hervor. Die Stimme des Schmerzes klang in Berlin und München nicht immer und feierlicher tönte, als sie in Ungarn und Oesterreichs Hauptstädten, als sie an der Äber und an der Neva erklang.
Nur das
„Er war unser“
hatten wir voraus und mit ihm jenen stolzen und traurigen Trost, den einst anderes Völkergeschlecht Lächeln so tief empfinden hat. Aber in feierlicher Anerkennung des höchsten Bedenkens, der Gedankens und reinsten Gefühls, des unvergänglichen Ruhmes Kaiser Wilhelms stand uns die Presse fremder Zungen nicht nach. Ja, selbst Frankreich, jenseit eingehend seines alten Ritterturnes, ephemerisch vor dem großen Todten den Degen und vermochte einen Augenblick — gerade zu sein.
Es ist unmöglich, von dem mächtigen Widerfall nicht er-

giffen zu werden, welcher unserer nationalen Todtenlage von allen Ecken der Erde antwortend entgegenkam, und wenn sich in die edle Würdigung der Größe dessen, den wir verloren haben, auch ein tieferes Verständnis für die Größe und Allgemeinheit unserer Trauer mischt, so ist auch das wieder erhebend und tröstlich. „Glückliche Deutsche!“ ruft der „Figaro“ aus, indem er die „Smiglet und Einigkeit der Trauer“ bewundert, welche die Deutschen, welche das Deutsche Volk seinen künftigen Kaiser weihen. Da wußt, wenn wir das jetzt mit dem Genauesten vergleichen, die Herrlichkeit, die Größe und die Macht, welche durch Jahrhunderte Deutschlands Völkern war, mit der Einigkeit, Höhe und Macht, welche jetzt sein unweibliches Erbteil geworden ist, dann können wir als ein gutes Omen annehmen jenen Wort:
„Glückliche Deutsche!“

Aber nicht nur eine untergehende Sonne — sie war die Sonne eines langen, heißen und legendarischen Tages — beschäftigt die Geister in allen Ländern —, sondern sie werden sich zugleich einer aufgehenden Sonne zu. Das ist ja der Segen der durch Erblichkeit gestifteten Monarchie, daß auf den Abend keine Nacht folgt, daß, wie in jenen nordischen Sommertagen — wenn die Sonne am Horizonte verbräunt ist, sie sofort aufs neue wieder in Klarheit emporsteigt.
Und die beginnende Regierung Kaiser Friedrichs wird nicht weniger sympathisch begrüßt, wie die benedigte Kaiser Wilhelms gefeiert wird. In den Ländern, wo man Deutschlands am wenigsten liebt, in Rußland und Frankreich, überwiegen sogar die Kundgebungen für den neuen Herrscher. Die französische Presse schloß sich an, ungewohnte Töne an. Die eben Kundgebungen, in welchen der Kaiser zu seinem Volk und seinen großen Kanzler sprach, werden in ihrer ganzen Schönheit, in ihrem ganzen Adel gefeiert. Der neue König und Kaiser, dessen höherer Stolz es ist, ein in Freiheit trenns Volk im Frieden glücklich zu machen, ruft an der Seite eines edel gütlichen Enthusiasmus hervor, und man preist in würdevollen Worten den „neuen Marc Aurel“, den König, der halte, was der Prinz verkörpert, den selbsthätigen Friedensfürsten, dessen Seele leuchtete, nicht nur sein Volk, sondern alle Völker durch Niederhaltung des menschenfeindlichen Krieges zu beglücken.

Was auch die und da eine Selbstfindung im Spiele sein, erteile Hoffnungen, welche sich an die Friedensliebe Friedrichs III. knüpfen, eine solche Sprache von jenseit der Vogesen weckt in deutschen Herzen ein freundliches Echo.
Wir sagten schon, daß Frankreich sowohl wie Rußland diesfalls an die feierlich ausgesprochenen Friedenswünsche unseres Kaisers Hoffnungen knüpfen, welche sich nicht verweilenden können. Kaiser Friedrich wird ebenfalls Glückwünschen an Frankreich zurückgeben, wie es sein Vater je getan hat, und sein Sohn je thun wird. Und demjenigen wird die Friedensliebe diesen Herrscher je dem führen, Oesterreichs Lebensinteresse der Begehrlichkeit Rußlands zu opfern. Der Sohn ist nicht in höherem Grade und nicht in tieferem Sinne friedlich gesinnt wie der Vater, den auch der höchste Siegesruhm keinen Augenblick beirrt, keinen Augenblick darüber geküßelt hat, daß die Friedensparole den Starken noch schöner schmückt als der kriegerische Vorwurf.
Es ist höchst merkwürdig, daß das denkwürdige kaiserliche Handschreiben an den Reichskanzler in London einen gleich günstigen, gleich hoffnungsvollen Eindruck gemacht hat, deren Wünsche und Neigungen weit auseinandergehen, bis zu

volantem Gegenlag. In Wien jähzt man den Worten Kaiser Friedrichs zu, aber in Petersburg begrißt man sie kaum mit geringem Jubel. In Rom und in Paris ist man gleich erregt, während doch die geistliche Spannung zwischen Frankreich und Italien kaum noch einer Steigerung fähig ist. Es ist ein hohes Lob für die edle Kundgebung Kaiser Friedrichs, daß sie eine so wunderbare Wirkung erzielt, aber es ist von vornherein klar, daß der eine Teil der Bevölkerung sich gefühllos gegen wird, wenn er sich nicht erregt auf das beklagende Lärm, was ihm geschieht. Wist Frankreich nicht als Frieden und Anerkennung der seiner Macht entsprechenden Bedeutung im Rathe der Mächte und begehrt Rußland für sich nicht mehr als das Entsprechende, und dazu allenfalls noch gewisse gute Dienste Deutschlands in den orientalischen Angelegenheiten, welche ihm auch bisher nicht verweigert worden sind — nun gut, beide werden sich nicht zu belagen haben. Hoffen sie aber auf eine Fortdauer des deutsch-oesterreichlich-italienischen Bündnisses oder gar auf dessen Zerfall, so gehen sie einer bittern Enttäuschung entgegen.

Es heißt die Hohenollerntreue und Hohenollerntreue unseres Kaisers, von welcher er doch wahrlich schon herrliche Proben gegeben hat, verkennen, ja es heißt sein eigenes feierliches Herrscherwort klagen, wenn man bemerkt, daß er die Ziele und Wege der Politik des Fürsten Bismarck, welche ja auch die des bereinigten Menschengeschlechts Deutschlands, seines verklärten Vaters war, vollkommen billigt und den höchsten Wert darauf legt, sich und dem Reiche die Dienste des großen Staatsmannes, um welchen alle Welt beneidet, auch fürder zu erhalten. Jenes Bündnis aber ist, wenn aufrichtig durch den Tod des Kaisers, welcher es geschlossen, erschüttert zu werden, in gewissem Sinne noch befestigt worden. Die Telegramme, welche Fürst Bismarck und Graf Kalnoth infolge des Trauerfalles ausgestaht haben, die Sympathie-Reden der Parlamente ja auch der Stadtvertretungen in Wien und Pest, welche der Betonung des Bündnisses nicht entbehren, und auf der andern Seite die Umarmung Deutschlands und Italiens, welche die „Riforma“ mit Recht in der fürstlichen Kundgebungen eines großen Teils der italienischen Presse, bei welcher Deutschland jetzt noch mehr Sympathien erweckt als früher, — alle diese und viele andere Symptome lassen nicht zweifeln, daß die großen Ereignisse der jüngsten Zeit das Bündnis noch tiefer in die Herzen der drei Nationen geschnitten haben.

Und was könnte mehr im Sinne unseres erhabenen Kaisers sein als dieses Bündnis, dessen erster Zweck doch ist den Verbündeten und wenn irgend möglich, ganz Europa den Frieden zu erhalten?
Ja, diejenigen, welche es nicht unsern Kaiser als Friedensfürsten preisen, dürfen getrost sein: der Bund, welcher für die Völker die höchste und sicherste Friedensbürgschaft ist, nicht da, unerschütterlich, legendarisch und ruhmvoll wie er nur je gesehen. Und das verkennt auch wohl niemand, der es nicht verkennen will. Nur eine Sorge beunruhigt alle, welche den Frieden wollen und hoffen, und in einem unigen Bündnis begehen sich unseres Volkes Millionen mit den Millionen anderer befreundeter Völker. Diese Sorge findet ihren Ausdruck in den Gebeten, die in allen Sprachen der Welt zum Himmel steigen für die Geseunung unseres geliebten Herrschers.

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms

von Arnold Wellmer.

Welch ein frohlicher trauriger Winter verlebte die gefloebene Königsfamilie in Königsberg und Memel. Der Sieger Napoleon hat Berlin und fast ganz Preußen in Händen — und dabei findet er seine rohe Lust daran, die englische Königin Louise aus der Ferne mit Schmutz zu bewerfen und die gemeinen Schändlichkeiten über sie in preussischen Blättern drucken zu lassen. In Königsberg herrscht der Apphus und die gemeinen Schändlichkeiten über sie in preussischen Blättern drucken zu lassen. In Königsberg herrscht der Apphus und die gemeinen Schändlichkeiten über sie in preussischen Blättern drucken zu lassen.
Der fünfjährige Prinz Karl ist dem Tode nahe und selbst von Hufeland schon aufgegeben — als ein warmes Krankenbad ihm rettet. Dann wird auch die Königin Louise von Apphus ergriffen. Der Leibarzt Hufeland schreibt darüber: „... meine herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. Sie lag sehr gefährlich darüber und nie werde ich die Nacht des 22. Dez. 1806 vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß ein Orkan das alte Schloss, in dem sie lag, herabstürzte, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. — Inebn auch hier ließ Gottes Segen, die Kur gelang, sie fing an, sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen vorrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen!“ — Und so wurde sie am 3. Jan. 1807 bei der besiegten Ralte, bei dem fürchterlichen Sturm und Schneegestöber in den Abgängen getragen und zwanzig Meilen weit über die kirchliche Neigung nach Memel transportiert. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geschneit wurde, ohne erquickende Wärmung. So hat noch keine Königin die Noth empfunden! — Ich dabei in der bescheidenen ängstlichen Besorgniß, daß sie ein Schlagfließen treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Wunsch, ihr

himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht und er belebte uns alle...“

Auch die Oberhofmeisterin v. Boff schreibt in jenen Königsberger Leidenstagen in ihr Tagebuch: „An dieser schweren Krankheitszeit habe ich den Muth und die Gelassenheit meiner theuren Königin und ihre völlige Ergebung in den Willen Gottes wieder recht erkannt. Ihr Leben ist ihr selbst nur von Werth um ihres Vammes und der Kinder willen und die vollständige Hingabe in den Rathschluß des Allerhöchsten giebt ihr diese große Geduld und diesen inneren Frieden...“

Wie muß das weiche, liebevolle Herz des kleinen Prinzen Wilhelm damals um seine liebe Mama gebangt und geblüht haben!
Der König ist so muthlos und so fremdlos, daß er keine Christlicheheerung will, weder für die Kinder, noch für sonst jemand. — Die gute alte Oberhofmeisterin klagt aber doch den lieben Kindern einige Freude auf — und der König soll die Christlicheheerung wenigstens für unsere kleinen Prinzen William am Neujahrstage nach — indem er zu dem kleinen Staatskanzler sagt: „Wilhelm, da ich an deinen zehnten Geburtstag an dem die nach dem Hohenollerntreue in die Arme einzutreten wird, vielleicht nicht bei dir bin, so ernehme ich dich heute schon zum Offizier. Da liegt deine Uniform...“

Welch eine stolze Freude in aller Trübsal für den kleinen Prinzen! Nun ist er doch wirklicher preussischer Soldat — und nicht bloß zum Spiel, wie bisher. Und wie schmund er in seiner blauen Uniform aussieht: im klaren Noth mit dem umgeschlagenen Kragen, an der Seite den Degen, in der Hand den Stock — der damals zum Offizier gehörte, wie zum Corporal — auf dem gepuderten blonden Haar den großen Hut mit weissem Federbusch und im Nacken ein lustiges — angebundenes Pöpselchen! Auf der Brust der große blickende Stern vom Schwarzen Adler-Orden! Selbst das Auge der trauenden Mutter leuchtet in froher Erfüllung auf über das Glück ihres lieben Sohnes — und Frau von Boff schreibt am Neujahrstage: „Ich war in der Schlafstube, wo der selbstgeübte des Regimente Michel eine sehr gute Predigt hielt. Der König und die ganze königliche Familie waren auch da. Der

kleine Prinz Wilhelm hatte heut die Uniform und den großen Orden bekommen, das war eine große Freude für uns alle...“

Am 8. Januar 1807 ist die ganze künftige Königsfamilie in Memel wieder vereinigt. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm wohnen mit ihrem Erzieher Delorich beim Kaufmann Argelanders. Hier wird nun auch Prinz Wilhelm am 24. Februar vom Herrschaftler ergriffen. Seine liebe Mama, taum selbst genesen, bringt alle Nachmittage am Krankenbett ihres Sohnes zu. Bald ist die Gefahr vorüber. Zu seinem 10. Geburtstage beglückwünscht ihn in seiner Wohnung beim Kaufmann Argelanders der König und die Königin Louise schon früh morgens aufs herzlichste: als festlicher Geburtstagsgabe überreicht der König seinem glückseligen Sohne das Patent als Fürstlich bei dem neu formirten Garde zu Fuß, die aus den Reihen der alten verbannten oder gestrichenen — einst so festgestellten Garderegimenter gebildet war. Mittags findet dem jungen Geburtstagsgast und dem neuen Fürstlich zu Ehren bei den königlichen Eltern ein großes Bankmahl statt, an welchem alle die geliebten Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Kindern, sowie die Offiziere der Gardes als corps theil nahmen. Während seiner langsame Genesung und Erholung vom Herrschaftler ließ der kleine Prinz Wilhelm viel für sich, beides die historischen Schriften des großen Friedrich: „Die Geschichte meiner Zeit“ und „Die Geschichte des siebenjährigen Krieges“ — sich angelesen vorbereitend auf sein wunderreiches Herrscher- und Kriegerleben.

Da sich damals sehr viele vornehme junge Engländer in Memel aufhielten, um der königlichen Familie im Unglück ihre Beistandung zu leisten, so lernten der Kronprinz und Prinz Wilhelm aus eigenem Antriebe bei ihrem Erzieher englisch und übten es fleißig mit den jungen Söhnen Alibons.

Ger anmuthig und frohlich waren die kleinen bescheidenen Kindergesellschaften, welche Kronprinz Fritz und Bruder Wilhelm als Belohnung für Fleiß und gute Führung zuweilen in ihrer Privatwohnung oder in dem fremden, schattigen Garten Argelanders besuchen durften. Da spielten, tanzten, tollten, lachten frohlich miteinander: der lebhafteste, selbst erregte frohlichste Kronprinz Fritz, der zehnjährige stillere und sanftere Prinz Wilhelm, die reizende unruhigste



